

Prof. Dr. Matthias Kohring

Antrittsvorlesung

Münster, 28. Juni 2007

Alles Medien, oder was?

Eine öffentlichkeitstheoretische Standortbestimmung.

Einleitung

Haben Sie herzlichen Dank, Herr Dekan, für Ihren Willkommensgruß! Vor zehn Jahren wurde ich hier im Schloss mit einer Doktorandenfeier verabschiedet. Über die Technische Universität Ilmenau und die Friedrich-Schiller-Universität Jena, wo ich mit Georg Ruhmann beide Male den Studiengang Kommunikationswissenschaft mit aufbaute, bin ich nun wieder in Münster angekommen. Heute habe ich die Ehre, selbst eine besondere Rede halten zu dürfen, und ich freue mich sehr, dass ich das in Münster tun kann und sich der Kreis so schließt.

Ich möchte Ihnen, liebe Kollegen und Kolleginnen, liebe Studierende, liebe Angehörige und liebe Freunde, dafür danken, dass Sie heute meiner Einladung gefolgt sind. Der Umstand, dass ich wieder dort angelangt bin, wo ich einst studierte, führt zu manchem sonst eher unwahrscheinlichen Wiedertreffen: So ist sogar mein O-Kurs-Tutor von 1986 anwesend (was nicht so überraschend ist – es ist Armin Scholl), und sogar eine ehemalige Studentin aus meiner Tutorenzeit ist erschienen – als Tutor angefangen hatte ich 1990 in der berühmt-berüchtigten Zeit des Funkkollegs zum und mit dem Radikalen Konstruktivismus. Und ohne jeden meiner Gäste erwähnen zu können, möchte ich doch die in meinem Leben bestimmt einmalige Gelegenheit nutzen, gleich *vier* Väter begrüßen zu dürfen: meinen leiblichen und meinen schwiegerlichen (beide selbstredend nebst urmütterlicher Begleitung), meinen Doktorvater Siegfried Weischenberg (ehemals Münster, nun Hamburg) und meinen ‚Habil-Vater‘ Georg Ruhmann (ehemals Münster, nun Jena). Den weitesten Weg in diesen Saal hat mit Sicherheit meine Kollegin aus EU-Projekt-Zeiten Anna Olofsson zurückgelegt, die extra aus Östersund geflogen kam, das ist noch einmal 500 Kilometer nördlich von Stockholm. Ihnen, Euch und allen noch einmal ein herzliches Dankeschön für's Kommen!

Eine Antrittsvorlesung dient dazu, ‚den Neuen‘ kennenzulernen – als Person natürlich, aber vor allem als neuen wissenschaftlichen Kollegen und neuen akademischen Lehrer. Ich will Ihnen daher heute einen Eindruck davon vermitteln, was ich hier in Münster in den nächsten Jahren wissenschaftlich anstellen werde, und da sich das natürlich für einen längeren Zeitraum nicht in konkreten Einzelprojekten angeben lässt: womit Sie *im Prinzip* zu rechnen haben.

Verhältnis Wissenschaft – Gesellschaft

Es geht also darum, wofür ich wissenschaftlich stehe und wo ich zurzeit stehe – und es geht um die Legitimation dieses Standortes. Diese Legitimation ist aber weniger eine, die mit der Aussicht auf zukünftige Drittmittelreichtümer winkt – dies wäre ein angenehmer Nebeneffekt – sie argumentiert vielmehr mit dem potenziellen gesellschaftlichen Nutzen, den ein Fach wie meines erbringen kann. Diesen Nutzen sehe ich vor allem darin, was die Gesellschaft durch die Erkenntnisse unseres Fachs über sich selbst erfahren kann. Eine Art Aufklärung also – Aufklärung aber nicht als Operation, die man am anderen durchführt, wie Niklas Luhmann dies einmal genüßlich formuliert hat, sondern Aufklärung als Ermöglichung gesellschaftlicher Lern- und Reflexionsprozesse. Es ist dies ein etwas altmodisches Verständnis von Nutzen, das schwerlich von Rankings à la Bertelsmann erfasst wird. Ich plädiere damit zugleich für die Relevanz von Wissenschaften, die ihrer Gesellschaft solche reflexiven Lernprozesse ermöglichen – unabhängig davon, wie gut sie dies augenblicklich und vermeintlich umzusetzen vermögen...

Gegen eine solch hehre Sicht mag man einwenden, dass das Verhältnis einer Wissenschaft zu ihrer Gesellschaft wohl kaum als Steuerung und erst recht nicht als simpler Wissenstransfer zu begreifen sei. Die Gesellschaft verfare nun einmal mit wissenschaftlichen Erkenntnissen, wie es ihr passe, nicht wie wir es wünschen. Zudem folge doch auch die Wissenschaft nur ihrer eigenen Rationalität, könnte man fortfahren, und kreise letztlich nur um das Problem, wie sie ihren eigenen Fortbestand gewährleisten könne. Dem ist in dieser Grundsätzlichkeit für *die* Wissenschaft durchaus zuzustimmen: *Grundsätzlich* kann Wissenschaft nicht mehr, als Gesellschaft zu irritieren, und *grundsätzlich* kann Wissenschaft es durchaus mit ihrer Selbstbezüglichkeit übertreiben. Insofern steht also nicht nur die Gleichsetzung von wissenschaftlicher Erkenntnis mit

Fortschritt unter Motivverdacht, sondern auch die Rede vom gesellschaftlichen Nutzen, den ich mit meiner Arbeit zu verbinden trachte.

Aber wäre es nicht noch riskanter, deshalb von vornherein auf den expliziten Gesellschaftsbezug meiner Arbeit zu verzichten? Riskanter deshalb, weil Wissenschaft gerade so den Bezug zu ihrer Umwelt verlieren kann und damit letztlich überflüssig würde. Wenn man sich als Motiv setzt, dass die eigene Arbeit idealerweise Auswirkungen auf Gesellschaft haben soll, wenn man dies also als *Wert* ansieht, wird man zumindest beeinflussen wollen, von *welchen* Themen und Erkenntnissen Gesellschaft irritiert werden kann. Als Professor an einer Universität *habe* ich dieses Privileg, diese Themen aussuchen zu können. Dieses Privileg ist gleichwohl auch zu nutzen. Anthony Giddens hat einmal im Zusammenhang mit Vertrauen gesagt, dass es nicht um das Funktionieren von Gesellschaft geht, sondern um das *richtige* Funktionieren. Anders formuliert: Autopoiesis allein ist zu wenig. Darüber, was richtig ist, kann man dann trefflich streiten, aber man sollte als Wissenschaftler diesem Streit mehr Beachtung schenken.

Vom Erkenntnisgegenstand des Fachs

Mit all dem geht es unweigerlich auch um den Erkenntnisgegenstand dieses Fachs. Wie sollte ich auch über das Verhältnis meines Fachs zur Gesellschaft sprechen, wenn hierüber kein Einvernehmen herrscht? Wie sollte ich über einen gesellschaftlichen Nutzen sprechen können, wenn nicht klar ist, worüber das Fach eigentlich seine Erkenntnisse produziert? – Nun gut, wird man sagen, dem Manne kann geholfen werden. Das mit dem Erkenntnisgegenstand ist schnell geklärt: Es geht natürlich um die Medien, besonders um die Massenmedien – was denn sonst?

Das ist eine scheint's plausible Antwort, und sie hat einen großen Vorteil: Jeder versteht einen – zumindest dem Anschein nach. Das sollte einen schon stutzig machen, und in der Tat macht man es sich damit zu einfach. Denn das mit ‚den Medien‘ ist nur oberflächlich gesehen richtig – nur ein bisschen strenger genommen ist es sogar falsch. Mit ‚Medien‘ hat das Fach nämlich erst einmal nichts zu tun. Mehr noch, auch der Kommunikationsbegriff eignet sich nicht, um unserem Fach so etwas wie eine exklusive Zuständigkeit zu verleihen.

Kommunikationsbegriff

Der Kommunikationsbegriff zählt nämlich zu den Grundbegriffen aller Sozialwissenschaften. Eine Theorie wie die soziologische Systemtheorie geht sogar von Kommunikation als Grundeinheit alles Sozialen aus. Kommunikation ist hier wie auch in anderen Theorien ein Modus, mindestens zwei unabhängige Akteure aufeinander abzustimmen – Kommunikation ist also ein Mechanismus zur Koordination sozialen Handelns und zum hochselektiven Aufbau sozialer Ordnung. Ohne Kommunikation keine Gesellschaft, ja, wenn man George Herbert Mead folgt, noch nicht einmal Akteure mit einer Identität – Kommunikation geht sozusagen der Menschwerdung voraus. Solche genuinen Kommunikationstheorien kommen allerdings nicht aus unserem Fach, was wohl gemerkt kein Vorwurf sein soll. Eher schon ein Vorwurf ist, dass auch die Beschäftigung mit Kommunikationstheorie in unserem Fach nur am Rande stattfindet – gerade vor diesem Publikum muss ich hinzufügen: Ausnahmen bestätigen die Regel. Es gibt dicke Einführungsbücher, die diesem Thema nur wenige Zeilen widmen und damit suggerieren, dass schon klar sei, was der Begriff Kommunikation bezeichnet. Die nützlichsten Lehrbücher zur Kommunikationstheorie wurden in letzter Zeit von Soziologen publiziert, unter Titeln wie z. B. „Grundkurs *Kommunikationswissenschaft*“. Ein solcher Titel sollte zu denken geben. Fest steht: Auf den Kommunikationsbegriff allein kann unser Fach nun wirklich nicht bauen.

Medienbegriff

Aber auch der Medienbegriff ist viel zu umfassend, als dass mein Fach ihn sinnvollerweise nur für sich reklamieren könnte. Sollen etwa alle sozialen Prozesse, bei denen in irgendeiner Weise etwas medial vermittelt, genauer ausgedrückt: technisch verbreitet wird, zu unserem Erkenntnisgegenstand zählen? Oder aber all das, was da zu Übermittlung beiträgt, im weitesten Sinne also mediale Technik, ja vielleicht sogar auch noch Sprache? Es ist unabdingbar, über die sprachlichen und technisch-medialen Voraussetzungen, Erweiterungen und Einschränkungen von Kommunikation nachzudenken. Aber *diese* Problematik war in *unserer* Kommunikationswissenschaft noch nie ein zentrales Thema. Die Reflexion darüber findet schon eher unter dem Dach der Medienwissenschaft statt, wenngleich dort oft überhöht, nämlich den Kommunikationsbegriff ausblendend und den Medienbegriff quasi entsozialisierend. Eine sich der theoretischen

schen Herausforderungen bewusste Medialitätsforschung (so der Begriffsvorschlag des Wissenschaftsrates in seiner aktuellen Stellungnahme) ist daher wohl kaum allein aus der bisherigen Medienwissenschaft zu bestücken: Für meine Begriffe weist sie dafür ein zu schwach ausgeprägtes ‚Bewusstsein‘ für das Soziale auf – aber das nur am Rande.

Aus theoretischer Sicht ist entscheidend: Sie erzielen mit Hilfe sowohl des Kommunikationsbegriffs als auch des Medienbegriffs nur einen geringen Distinktionswert, oder anders ausgedrückt: Diese Unterscheidungen taugen nicht, um den Gegenstand unseres Fachs und damit das Fach selbst gegenüber anderen Fächern abzugrenzen, ihm also eine Identität zu verleihen – z. B. gegenüber der Soziologie oder gegenüber der zum Glück noch recht uneinheitlichen, aber theoretisch teilweise sehr begabten Medienwissenschaft. In Zeiten knapper Mittel kann das unangenehm für ein solches Fach sein. So haben wir also – pointiert zusammengefasst – ein Fach, das sich *Kommunikationswissenschaft* nennt und ständig von ‚den Medien‘ redet, und genau genommen mit beidem nicht *besonders* viel am Hut hat, jedenfalls nicht mehr als andere Disziplinen.

Folgen einer Orientierung an Materialobjekten

Eigentlich weiß das Fach das. Zwar orientiert es sich immer gern an Materialobjekten, den so genannten Massen-Medien, aber es interessiert sich eben doch normalerweise nicht für *alle* Kommunikationen, die da vermittelt werden. Das Fach hat insgeheim immer auch schon ein Formalobjekt mit sich geführt – also eine Idee, worum es inhaltlich geht, egal wie sich dieses Phänomen materiell äußert. Ein Beispiel aus einem ganz anderen Bereich: Wenn Sie eine wohl definierte *Idee* davon haben, was Liebe ist, werden Sie dieses Phänomen vielleicht an ganz unerwarteten Orten antreffen – Sie werden offener für diese Vielfalt sein, als jemand, der Liebe z. B. nur in verschiedengeschlechtlichen und zudem kirchlich bestätigten Beziehungen anzutreffen können glaubt und sich auch nur mit diesen Formen respektive Materialobjekten beschäftigt. Das führt nicht nur dazu, dass andere Formen der Liebe ignoriert werden, sondern auch dazu, dass man vorschnell all das, was man in diesen vorbestimmten Formen antrifft, mit Liebe gleichsetzt.

Das gilt analog auch für unser Fach und seine ‚Massenmedien‘. Die formalobjektverdächtige Kernidee unseres Fachs wird aber immer dann berührt, wenn es um den Bereich Journalismus, öffentliche Meinung und Öffentlichkeit geht. Dies wird aber selten reflektiert, und es wird noch seltener konsequent ‚durchgedacht‘. Insgesamt konzentriert man sich schon seit jeher auf die so genannten klassischen Massenmedien Zeitung, Radio und Fernsehen und hat seit einiger Zeit auch das Internet mit hinzugenommen. Dem liegt die kaum explizierte Vorstellung zugrunde, dass alle Kommunikation, die mittels medialer Verbreitung an potenziell große Publika stattfindet, zu unserem Gegenstandsbereich gehört. Das ist aber nur eine vage Vorstellung und keine Idee im Sinne eines Formalobjekts. Eine *technische Voraussetzung* von Kommunikation – die mediale Verbreitung – dient so als zentrales Definitionskriterium für ein bestimmtes sinnhaftes soziales Handeln, das sich in seinem *Sinn* von anderem Handeln, z. B. dem von Ärzten, Richtern oder Wissenschaftlern, unterscheiden soll – wozu brauchte es sonst eines eigenen wissenschaftlichen Fachs? Gewissermaßen soll also Technik Sinn machen. Am konsequentesten hat das Niklas Luhmann in seinem Buch „Realität der Massenmedien“ durchexerziert und damit – natürlich ungewollt – in seiner Unzulänglichkeit entlarvt: Da für Luhmann die mediale Verbreitung das entscheidende Kriterium ist, um ein gesellschaftliches System namens ‚Massenmedien‘ zu identifizieren, werden Journalismus, Werbung und Unterhaltung in einem gar nicht schmackhaften Eintopf als prinzipiell gleichartige Zutaten zusammengemührt.

Die Fokussierung auf Materialobjekte in Form der ‚klassischen Massenmedien‘ hat zum einen zu einer starken Vernachlässigung interpersonaler Kommunikation geführt (ein Beispiel dafür hat der Kollege Gehrau in seiner Antrittsvorlesung behandelt). Sie führt zum anderen zu einem terminologischen Durcheinander von Kommunikationsarten, Organisationsformen, Verbreitungstechniken und schließlich dem, was da verbreitet wird – alles findet unter dem Mäntelchen ‚Medien‘ seinen Platz. Suggestiert wird so Einheit, wo Differenzierung Not täte. Von ‚den Medien‘ zu reden, erspart theoretische Arbeit, vermeidet Konflikte und ermöglicht so problemlose Anschlusskommunikation. Es führt aber genauso auch zur Verwischung von Unterscheidungen und theoretischer Beliebigkeit und riskiert so – auch weil der für Wissenschaft essenzielle Konflikt *nicht* gesucht wird – einen wissenschaftlichen Niveauverlust. Gleichzeitig ist übrigens – auch das ein Indiz für mangelnde Streitlust und Streitfähigkeit – eine teilweise schon fast dogmatische Abschottung von Theorien bei der Beschäftigung mit dem gleichen Forschungsgegenstand zu beobachten.

Dabei kann auf der Strecke bleiben, was ich eben als Ermöglichung gesellschaftlicher Lern- und Reflexionsprozesse bezeichnet habe. Wer mit seinen Begriffen nicht sorgfältig genug umgeht und theoretische Abstraktion mit Alltagsferne gleichsetzt, kommt erst gar nicht auf neue und kreative Problemsichten und Einsichten. Kein Zweifel: Die mediale Verbreitung von Kommunikation hat die Kommunikationsverhältnisse stark verändert. Dies gilt aber eben in *allen* Bereichen der Gesellschaft, sei es in der Politik oder in der Wirtschaft oder in der Medizin, nicht zuletzt auch in der Wissenschaft und auch in der von mir eben als Beispiel bemühten Liebe. Damit ist aber z. B. Partnersuche per Internet noch lange kein Thema unseres Fachs. Kurzum: Es muss um mehr als nur um mediale Verbreitung gehen, ich würde sogar sagen: um weit mehr.

Der Gegenstand heißt Öffentliche Kommunikation

Worum geht's dann? Es geht um *öffentliche* Kommunikation, und da natürlich *auch* und vielleicht *vor allem*, aber eben *nicht nur* um *medial vermittelte* öffentliche Kommunikation. Es ist dieser theoretische und auch praktische *Primat der öffentlichen Kommunikation*, womit Sie bei mir im Prinzip immer zu rechnen haben. Öffentliche Kommunikation ist für mich das Formalobjekt unseres Fachs. Ich werde Ihnen daher ein Konzept von öffentlicher Kommunikation vorstellen, das diese als zentralen und nicht wegzudenkenden Bereich unserer Gesellschaft ausweist. Das heißt aber auch – wir wollen nicht unbescheiden sein –, unserem Fach eine zentrale und nicht wegzudenkende Rolle im Kanon der wissenschaftlichen Disziplinen zuzusprechen.

Ein solches etwas abstrakteres Denken über unseren Gegenstand muss sich von den gängigen Alltagsvorstellungen über ‚die Medien‘ lösen. Die Loslösung vom Alltagsdenken – wozu auch die Vorstellungen der so genannten Medienpraktiker zu zählen sind – lohnt aber. Als ersten Vorteil verschafft sie dem Fach eine Identität, die dieses sonst ganz gern in der etwas mysteriösen Rolle einer so genannten Querschnittswissenschaft sucht. Darauf will ich aber heute gar nicht hinaus. Ich will, und das ist der zweite Vorteil, auf den Erkenntnisgewinn hinaus, den ein abstrakteres Denken über unseren Gegenstand verspricht.

Ein Modell öffentlicher Kommunikation

Ich möchte Ihnen hierzu ein Modell öffentlicher Kommunikation vorstellen, das deren Entstehung und Entwicklung als eine Reaktion auf eine gesamtgesellschaftliche Problemlage begreift, genauso also, wie man sich die Evolution anderer gesellschaftlicher Bereiche wie z. B. Recht oder Wissenschaft vorstellen kann.

Ich setze hierbei das Bild einer überaus komplexen Gesellschaft voraus, die hochgradig ausdifferenziert oder arbeitsteilig organisiert ist. Auf der einen Seite bedeutet diese funktionale Spezialisierung mehr Unabhängigkeit für die einzelnen Systeme. Auf der anderen Seite führt Arbeitsteilung aber auch zu einer größeren Abhängigkeit voneinander, da man ja vieles nicht mehr selbst erledigt. Die Systeme oder Akteure müssen daher stets auf positive oder negative Irritationen oder Einwirkungen aus ihrer gesellschaftlichen Umwelt gefasst sein. Diese Irritationen können ihre eigene Operationsweise, ihr eigenes Handeln nachhaltig beeinflussen. Die Systeme müssen sie daher in Erwartungen über ihre soziale Umwelt überführen. Diese Erwartungen wiederum helfen ihnen, das Agieren anderer Systeme zu antizipieren und sich darauf einzustellen.

Wie kommt man aber zu diesen Erwartungen? Wie lösen die einzelnen gesellschaftlichen Teilsysteme oder Akteure das Problem, *wechselseitige Umwelterwartungen auszubilden*, die ihnen eine Orientierung in einer recht rauen gesellschaftlichen Umwelt ermöglichen? Wenn ich wie ein Eremit gar nichts über meine gesellschaftliche Umwelt wüsste – und das ist die Ausgangslage für jeden von uns! –, würde ich stets auf's Neue überrascht werden: Ach, wir sind Weltmeister? Worin? – Bei *welcher* Partei ist Lafontaine jetzt? – Warum darf ich mit meinem Diesel nicht in die Innenstadt? – Wieso haben alle anderen ihre Telekomaktien verkauft? – Wer ist bitte Sebastian Vettel? – Und wo ist Behle? – Das Hallenbad geschlossen, die Buslinie verlegt, das Stadtfest abgesagt. Sie denken, das weiß ich doch alles. Stimmt. Aber *woher*? Jetzt sagen sie nicht: ‚durch die Medien‘! Sie wissen es durch eine ganz bestimmte Art von Kommunikation – *öffentliche* Kommunikation.

Doch noch einmal zurück zu unserem Problem: Wie komme ich zu meinen Umwelterwartungen, genauer: zu den Informationen, mit denen ich meine Erwartungen über andere füttere? Es dürfte ziemlich klar sein, dass man sich hierbei nicht auf Selbstauskünfte verlassen kann. Ein System ist zwar grundsätzlich in der Lage, sich auch mit

,den Augen der anderen' zu sehen, es wird diese Form der Selbstbeobachtung aber immer strategisch auf die eigenen Interessen ausrichten. Die Möglichkeit, sich für die Ausbildung von Umwelterwartungen an kommunizierte Selbstbeobachtungen zu halten, sich also auf Öffentlichkeitsarbeit bzw. Public Relations zu verlassen, scheidet damit aus.

Ebenso kann man die Möglichkeit ausschließen, dass jedes System für *sich* die Beobachtung sämtlicher Ereignisse vornimmt, die eventuell folgenreich sind. Eine solche Beobachtungsleistung würde einen derart hohen Aufwand erfordern, dass die Systeme erhebliche Ressourcen von ihrer eigentlichen Problemorientierung abziehen müssten, also z. B. in der Wissenschaft von der Erzeugung methodisch geprüften Orientierungswissens. Man denke nur an das immense Ausmaß der Stasi, die der politische Apparat der DDR dazu einsetzte, eine direkte und möglichst vollständige Beobachtung der Gesellschaft durchzuführen. Die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft wie z. B. Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft wären grundsätzlich überfordert, müssten sie ihre Umwelt ständig auf Ereignisse hin beobachten, die sie für ihre Umwelterwartungen benötigen.

Um das vielfältige und turbulente Geschehen in meiner sozialen Umwelt einigermaßen vorhersehen zu können, kann ich mich also zum Ersten nicht auf die Selbstauskunft anderer sozialer Akteure verlassen, und ich bin zum Zweiten damit überfordert, mir *selbst* alle nötigen Informationen zu beschaffen. Dann bleibt also nur, die Lösung dieses Problems an einen *eigenen* gesellschaftlichen Bereich zu delegieren: Um eine *ständige Beobachtung von Ereignissen für die Ausbildung gegenseitiger Umwelterwartungen zu gewährleisten*, die *nicht auf der Selbstbeobachtung* der jeweiligen Systeme basiert, bildet die Gesellschaft ein eigenes Funktionssystem aus. Dieses Funktionssystem, diesen speziellen gesellschaftlichen Bereich nenne ich *öffentliche Kommunikation* oder *Öffentlichkeit*. Die gesellschaftliche Funktion öffentlicher Kommunikation ist folgende: Sie beobachtet die Interdependenzen, d. h. die wechselseitigen Abhängigkeits- und Ergänzungsverhältnisse einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft, und teilt diese Beobachtungen mit. Im Funktionssystem Öffentlichkeit werden Ereignisse ausschließlich unter dem Gesichtspunkt thematisiert, ob sie Erwartungen in der gesellschaftlichen *Umwelt* dieser Ereignisse verändern könnten. So können Ereignisse im Rechtssystem – die *als solche* höchstens andere Juristen interessieren, vielleicht noch den einen oder anderen Historiker oder Rechtssoziologen – potenziell Auswirkungen z.

B. auf politische Entscheidungen haben (nehmen Sie zum Beispiel das letzte Urteil zur Gleichstellung nicht-verheirateter Mütter beim Unterhalt). Entscheidungen im Politiksystem können unter anderem Entscheidungen im Wirtschaftssystem beeinflussen (denken Sie an die Steuergesetzgebung). Neue Erkenntnisse der Wissenschaft können unter anderem Relevanz für die Politik erlangen (Beispiel: neue Klimaberechnungen). Genau diese Potenzialität, diese *Mehrdeutbarkeit* von Ereignissen wird in der öffentlichen Kommunikation thematisiert – und nichts anderes. Und wenn man als Leser darum zu wissen glaubt, hat öffentliche Kommunikation schon längst in dieser Weise funktioniert.

Öffentliche Kommunikation prüft also, ob ein Ereignis aus einem System A in einem System B so wichtig ist, dass es auch dort zum Ereignis werden könnte. Die Einführung von Studiengebühren ist ein politisches Ereignis. Gesellschaftlich relevant wird sie dadurch, dass sie auch ein Ereignis im Wissenschaftssystem wird, und auch im Wirtschaftssystem. Aufgrund des studentischen Protests kann sie wiederum zum politischen Ereignis werden. Das ist uns vertraut, doch diese Vertrautheit ist nicht selbstverständlich, sondern Folge eines hochgradig effektiv arbeitenden Öffentlichkeitssystems. Wenn ein Ereignis aus System A auch in System B zum Ereignis werden könnte, spricht man von der potenziellen *Mehrsystemzugehörigkeit* dieses Ereignisses. Nur um solche *potenziell* mehrsystemzugehörigen Ereignisse geht es öffentlicher Kommunikation. Öffentliche Kommunikation legt mir also nahe, dass ein Ereignis in meiner sozialen Umwelt in irgendeiner Weise auch für *mich* Bedeutung erlangen *könnte*. Gehe ich auf diesen Vorschlag ein, kann ich meine Umwelterwartungen überprüfen und gegebenenfalls an die neuen Verhältnisse anpassen.

Diese potenzielle Mehrsystemzugehörigkeit von Ereignissen ist eine Folge der funktionalen Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft in viele Teilbereiche mit je einzelner Sachlogik und Rationalität. In diesem Sinne, so lässt sich die Funktionsbeschreibung spezifizieren, tut das Öffentlichkeitssystem nichts anderes, als *über die potenzielle Mehrsystemzugehörigkeit von Ereignissen zu reden*. Diese Kommunikation ist nicht wissenschaftlich (sie stellt nicht Wahrheit zur Disposition), sie ist nicht rechtlich (sie entscheidet nicht über Gerechtigkeit) und sie ist auch nicht politisch in dem Sinne, dass sie kollektiv verbindliche Entscheidungen herstellt. Die gesellschaftliche Funktionalität öffentlicher Kommunikation erweist sich vielmehr in der hochselektiven Auswahl und Thematisierung von Ereignissen, die als *Grundlage* für die Ausbildung gegenseitiger

Erwartungen dienen *können*. Öffentlichkeit übernimmt damit eine Funktion, die andere gesellschaftliche Systeme bei weitem überfordern würde.

Ein solcher Öffentlichkeitsbegriff ist, soll er gesellschaftlich folgenreich werden, zwangsläufig mit technischer Verbreitung, hoher Publizität und Zugänglichkeit verknüpft – er darf aber nicht mit diesen theoretisch einfacheren Begriffen verwechselt werden. Die Gleichsetzung mit Massenmedien impliziert die falsche Vorstellung von Öffentlichkeit als bloßem Informationsvermittler. An ihre Stelle tritt die strikte Unterscheidung von einerseits öffentlicher Kommunikation als spezifischer Sinnkonstruktion, als einem speziellen Typus von Handeln, und andererseits technischen Verbreitungsmedien als Voraussetzung für interaktionsfreie Kommunikation. Öffentliche Kommunikation ist also prinzipiell *nicht* abhängig davon, ob sie über ‚Massenmedien‘ verbreitet wird. Sie findet sich schon bei den mittelalterlichen Nachrichten-Ausrufern und sie findet sich genauso in zahllosen Alltagsgesprächen. Zur Öffentlichkeit zählen z. B. auch Klatsch und Gerüchte. Ihr wichtigster Vertreter aber ist der organisierte und professionalisierte Journalismus.

Kein Einblick in Systeme durch Journalismus

Öffentliche Kommunikation liefert uns also, vor allem über den Journalismus, die Informationen, mit deren Hilfe wir uns – vereinfacht ausgedrückt – in der Gesellschaft orientieren können. Das geschieht natürlich selbst hochselektiv: Man kann sich das also nicht so vorstellen, dass die journalistische Berichterstattung uns ein reichhaltiges, differenziertes und menschenmöglich vollständiges Wissen vermittelt, mit dessen Hilfe wir die Akteure in unserer Umwelt verstehen, uns in ihre Perspektiven einfinden und so auf Augenhöhe mitreden können. Das ist vielleicht dann annähernd möglich, wenn der Journalist ein dickes Buch zu seinem Spezialthema schreibt (auch das wäre öffentliche Kommunikation), bloß ist das nicht der Regelfall – es scheitert schon an der begrenzten Zeit des Publikums. Abgesehen davon werden mit jedem geschriebenen Buch Tausende anderer Bücher nicht geschrieben – nur wenige Themen können eine so bevorzugte Behandlung erfahren.

Der modernen Gesellschaft verdankt die öffentliche Kommunikation zwar gewissermaßen ihre Existenz – aber auch *sie* kann dieser modernen Gesellschaft nicht auf den

Grund sehen. Der Journalismus gibt Ihnen höchstens einen flüchtigen Einblick in andere Systeme. Was dort intern abläuft, werden Sie nie überblicken oder gar nachvollziehen können. Das schaffen Sie ja kaum in Ihrem eigenen Arbeitsbereich – wie sollte es dann ein Leser oder Zuschauer schaffen, der alles nur von außen sieht? Die Problematik, die sich damit auf tut, kann ich hier nur in groben Zügen andeuten. Sie erlaubt es mir aber, gleich zwei weitere meiner Forschungsschwerpunkte zumindest anzusprechen: zum einen *Vertrauen* und zum anderen *Wissenschaftskommunikation* – letzteres Thema nehme ich als Testfall für das hier vorgeschlagene öffentlichkeitstheoretische Konzept.

Vertrauen

Um die besondere Relevanz von Vertrauen und die Verknüpfung mit öffentlicher Kommunikation zu verstehen, müssen wir kurz zu unserer Ausgangssituation zurückkehren: der Komplexität moderner Gesellschaften. In einer solchen Gesellschaft existieren verschiedene Realitäts- und Problemsichten und Werthaltungen, und sie konkurrieren miteinander. Diese vielen Perspektiven sind für Außenstehende überwiegend undurchschaubar: Jeder ist zwar Experte für einen bestimmten, kleinen Bereich, aber Laie für den großen Rest. Nach welchen allgemeinen Prinzipien und konkreten Gründen und Interessen die Akteure außerhalb meines eigenen Bereichs handeln, kann ich allenfalls vermuten – *wissen tue ich es nicht*.

Mein Handeln in einer solchen pluralistischen Gesellschaft wird für mich so zu einem prinzipiellen Risiko, da sein Erfolg immer abhängig ist vom ‚Mithandeln‘ meiner sozialen Umwelt. Mit dem prinzipiellen Risiko meine ich vor allem die arbeitsteilige Übernahme von Handlungen, die für mich selbst bedeutsam sind, *durch andere*. Kein einziger sozialer Akteur wäre auf der Basis nur *seines* Wissens und nur *seiner* Fähigkeiten in der Lage, sich in der heutigen Gesellschaft zu behaupten. Er könnte noch nicht einmal ein Brot kaufen. Jeder soziale Akteur muss Handeln daher mit dem Handeln anderer sozialer Akteure verknüpfen und abstimmen. Auf der einen Seite wird so sein Handlungsradius enorm erweitert. Auf der anderen Seite entsteht das Problem, wie er mit dem Risiko umgeht, dass andere Akteure *nicht* erwartungsgemäß handeln könnten.

Es ist diese riskante Situation, in der Vertrauen seine Bedeutung gewinnt. Vertrauen ist ein Mechanismus, um trotz ungewisser Zukunft handeln zu können. Man gründet sein *jetziges* Handeln auf das Vertrauen, dass ein bestimmtes Handlungsergebnis eines anderen Akteurs *in der Zukunft* eintritt, ohne dass meine jetzige Handlung im Nachhinein falsch wäre. Vertrauen ermöglicht mir folgende Handlungslogik: Ich tue A, weil ein anderer Akteur B getan haben *wird*. Ich kaufe *jetzt* eine bestimmte Aktie, und zwar in dem ebenfalls schon *jetzt* fälligen Vertrauen, dass der Tipp meines Anlageberaters sich *in der Zukunft* als richtig erweist. Ich lasse mich auf eine solche eigentlich merkwürdige Handlungslogik ein, weil ich selbst nicht über genügend Wissen oder andere Ressourcen wie Kraft und Zeit verfüge, um ein bestimmtes Problem *allein* anzugehen. Mit Vertrauen überbrücke ich dieses Defizit.

Begründung von Vertrauen

Dabei wird ein ganz besonderes Charakteristikum von Vertrauen sichtbar: Ich kann nicht beurteilen, ob der andere Akteur, dem ich vertraue, tatsächlich das notwendige Wissen oder die nötigen Fähigkeiten zur Lösung meines Problems hat. Mein Problem besteht ja gerade darin, *nicht* über dieses Wissen oder diese Fähigkeiten zu verfügen: Wenn ich den Tipp meines Anlageberaters inhaltlich prüfen könnte, bräuchte ich keinen Anlageberater.

Wenn ich nicht über dieses inhaltliche Beurteilungswissen verfügen *kann*, wie kann ich dann die riskante Delegation von Handlungsverantwortung an diesen Anlageberater – also mein Vertrauen in ihn – überhaupt legitimieren? *Jede* Begründung von Vertrauen beruht nicht auf dem Nachvollzug des Wissens, das *von* anderen Akteuren erzeugt wurde, sondern sie gründet auf dem symbolischen Wissen *über* diese Akteure. Symbolisch heißt, dass dieses Wissen *über* Akteure zum Stellvertreter für dasjenige Wissen wird, auf das es mir tatsächlich ankommt. Wer sich einem Zahnarzt für eine Behandlung überlässt, hat nicht das geringste sachspezifische Wissen, um diese Handlung zu legitimieren. Sein Vertrauen gründet sich auf saubere Kittel, mit ‚Doktor-Diplom‘ betitelte Urkunden an der Wand, ein freundliches Wort und auf die Beobachtung, dass da ja auch noch andere Patienten sind, die entspannt in der Zeitschrift blättern – streng genommen eine jämmerliche Informationsbasis. Die Alternative wäre allerdings zeitraubend: ein Studium der Zahnmedizin. Nach dem ersten Besuch kommt dann die eigene

Erfahrung als Kriterium hinzu, nach dem Motto: Was einmal klappte, muss doch beim nächsten Mal auch gut gehen (statistisch gesehen ebenfalls eine haarsträubende Verallgemeinerung).

Journalismus als Vertrauensintermediär

Wenn Vertrauen in andere Akteure sich darauf bezieht, dass diese meine Erwartungen erfüllen, und wenn öffentliche Kommunikation mir die Informationen zur Ausbildung *eben dieser* Erwartungen liefert, könnte ich die Funktion von Öffentlichkeit und damit auch von Journalismus auch so ausdrücken: Journalismus liefert seinen Lesern, Hörern und Zuschauern Informationen, damit diese über ihre Vertrauensverhältnisse zu anderen Akteuren in der Gesellschaft entscheiden können. Das betrifft sowohl den Aufbau als auch die Kontrolle von Vertrauensbeziehungen. Ein Bericht über verdeckte Geldzuwendungen an einen Politiker? – Das Vertrauen in die betreffende Partei, schlimmstenfalls sogar in die Politik, sinkt. Ein Artikel über ein neues wirksames Medikament gegen AIDS? – Das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der medizinischen Wissenschaft steigt. Mit Informationen dieser Art trägt Journalismus dazu bei, dass sich seine Publika einen Eindruck von der Vertrauenswürdigkeit gesellschaftlicher Akteure machen können, auf die sie sich tagaus tagein verlassen. Das kann auch – Stichwort ‚Gammelfleisch‘ – bedeuten, dass Journalismus den Anstoß zum Vertrauensentzug gibt.

Journalistische Beobachtungen nehme ich also als Indikator dafür, ob ich Akteuren in meiner Umwelt auch weiterhin oder überhaupt vertrauen kann. Es geht in erster Linie also gar nicht um die Information an sich, sondern es geht um deren Verweischarakter auf funktionierende respektive nicht-funktionierende Vertrauensverhältnisse. Der Journalismus liefert mir also nicht ein Wissen, das mir zurzeit fehlt, er hebt eben *nicht* Wissensunterschiede auf (und macht auf diese Weise mein Vertrauen unnötig). Journalismus leistet viel mehr: Er liefert mir diejenigen Anhaltspunkte, die ich brauche, um mein Vertrauen in andere begründen oder legitimieren zu können. Dieses Vertrauen setze ich dann ein, um mich trotz meiner prinzipiell unzureichenden Ressourcen in der modernen Gesellschaft bewegen zu können. In einem weiteren Sinne geht es also darum, wie ich mich als Bürger zu den Professionen oder (mit Giddens) Expertensys-

temen verhalte, die zwar Einfluss auf mein Leben ausüben, dabei aber so spezialisiert sind, dass ich nicht in der Lage bin, das alles selbst nachzuhalten.

Fallbeispiel Wissenschaftsjournalismus

Wenn Sie das jetzt auf das Fallbeispiel Wissenschaftsjournalismus anwenden, einen meiner Forschungsschwerpunkte, sehen Sie, wie fehlgeleitet die ganze Diskussion über dieses Thema war und auch noch ist. In Deutschland ist die Vorstellung tief verwurzelt, Wissenschaftsjournalisten hätten zuallererst als Vermittler wissenschaftlichen Wissens an die so genannte breite Öffentlichkeit zu fungieren. Dem entspricht das Konzept des *Public Understanding of Science*, das die Akzeptanz von Wissenschaft immer noch durch die Vermittlung wissenschaftlichen Wissens an eine angeblich unzureichend aufgeklärte Bevölkerung sicherstellen will. Einem solchen Konzept liegt ein bemerkenswert schlichtes Verständnis der modernen Gesellschaft zu Grunde. Aber gerade an diesem Beispiel lässt sich schön zeigen, wie das theoretische Verständnis bzw. besser Nicht-Verständnis des eigenen Formalobjekts anspruchsvollere Erkenntnisse regelrecht vereitelt. Dass man damit dann auch den Kommunikationspraktikern selbst – auch den zukünftigen, von denen heute ja etliche unter uns weilen – kaum eine Hilfe ist, liegt auf der Hand.

Ich hatte eben beim Beispiel vom Zahnarzt gesagt, dass die Alternative zum Vertrauen ein Studium der Zahnmedizin wäre. Das stimmt natürlich nicht ganz, denn es gibt noch eine weitere Option: Man kann auch andere fragen, die schon Erfahrungen mit diesem Zahnarzt gesammelt haben. Nun hat man nicht für jedes Thema, erst recht nicht für die größeren gesellschaftlichen Probleme, eigene Kontakteleute, und auch gar nicht die Zeit, ständig nach solchen Ausschau zu halten. In diesem Fall wird man sich an solchen Informanten orientieren, die sich das Über-die-Bedeutung-von-Ereignissen-für-andere-Reden zur Profession gemacht haben – also Journalisten. Von diesen kann man dann Vertrauensinformationen erhalten, d. h. solche Informationen, mit deren Hilfe man beurteilen kann, ob man sich bestimmten Akteuren anvertrauen kann, und wie weit man hierbei gehen sollte.

Auch der Wissenschaftsjournalismus ist in erster Linie ein solcher Vertrauensinformant oder, mit einem Ausdruck von James Coleman: ein Vertrauensintermediär. Er liefert

seinen Lesern Informationen, die diese benötigen, um über ihr Vertrauensverhältnis zur Wissenschaft entscheiden zu können. Auch hier geht es also nicht um die wissenschaftliche Information an sich, sondern um Indizien für die Güte unseres Vertrauensverhältnisses mit der Wissenschaft. Bisweilen mag 'mal ein unmittelbar nützlicher Tipp für die eigene Lebensführung abfallen, vor allem auf den Serviceseiten der Lokalpresse, z. B. „Wer weniger sonnenbadet, lebt länger.“ Abgesehen davon, dass das ja meist behauptete Nutzen sind, findet auch hier kein bloßer Wissenstransfer statt: Die Komplexität wissenschaftlicher Argumentationen bleibt nämlich nicht erhalten, sondern wird in einfache Ist-Aussagen transformiert und gleichzeitig mit dem Relevanzkontext des Laien-Anwenders verknüpft: Eine neue Technologie hilft Heizenergie sparen, ein bestimmtes Medikament ist riskant für eine bestimmte Patientengruppe. Einen Einblick in die Wissenschaft, der Ihnen ein Nachvollziehen und Mitreden ermöglichen könnte, erhalten Sie jedenfalls auch hierbei nicht. Darüber hinaus finden Sie in der Wissenschaftsberichterstattung natürlich auch Versuche, komplexes Wissen *als Wissen* zu vermitteln. Man weiß dann z. B., welchen Einfluss der Golfstrom auf die Fortpflanzungsrate irgendeiner Spezies in der Tiefsee hat. Ich frage mich aber, wozu Journalismus eigentlich solches Wissen vermitteln sollte, wenn nicht wiederum als Anlass, sich eine vertrauensrelevante Meinung über die Wissenschaft bilden zu können. Es mag sein, dass eine Organisation wie eine öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt sich Bildung zum Ziel setzt. Aber das ist dann genauso wenig öffentliche Kommunikation wie die Künste der WDR-Bigband.

Im Wissenschaftsjournalismus geht es vor allem um Informationen, mit deren Hilfe man über die Vertrauenswürdigkeit der Wissenschaft entscheidet und mit deren Hilfe man das eigene Handeln auf die Konsequenzen wissenschaftlicher Handlungen einstellen kann. Statt darum, das *Wissen von* Wissenschaftlern nachzuvollziehen, geht es für den Rezipienten erst einmal und vor allem darum, *Wissen über* diese Akteure zu erhalten. Dieses Wissen dient ihm dazu, über den Grad ihrer Vertrauenswürdigkeit zu entscheiden. Das durch diese Vertrauenswürdigkeit legitimierte Vertrauen hilft ihm wiederum, das eigene nicht-vorhandene Wissen über einen überaus komplexen Handlungsbe- reich wie die Wissenschaft zu kompensieren. Erst *dann* ist man so weit, das Wissen der Wissenschaft auch für sich nutzen zu können.

Fazit

Ich habe eingangs davon gesprochen, dass der Nutzen meines Fachs sich darin zeigen sollte, dass es der Gesellschaft Lern- und Reflexionsprozesse ermöglicht – ob diese darauf eingeht, ist in der Tat deren Sache. Ich habe dafür plädiert, die theoretisch unterkomplexe Orientierung am Materialobjekt ‚Massenmedien‘ durch eine entschiedene Hinwendung zu einem Formalobjekt ‚Öffentliche Kommunikation‘ abzulösen. Dass sich dies lohnt, habe ich an der Diskussion um den Wissenschaftsjournalismus illustriert, die seit fast einhundert Jahren damit hadert, dass dieser keine rechte Wissensvermittlung von der Wissenschaft in die Gesellschaft betreibt. Die überraschende Schlussfolgerung aus meinem Fallbeispiel ist, dass ausgerechnet die Qualität desjenigen Journalismus, der sich mit dem vielleicht wichtigsten Wissensproduzenten in unserer Gesellschaft beschäftigt, gar nichts mit Wissensvermittlung zu tun hat. Das Wissen des Wissenschaftsjournalismus ist Wissen *über* Wissenschaft. Es gleicht meinen Mangel an wissenschaftlichem Wissen nicht aus, sondern es hilft, den *gar nicht aufhebba-*ren Mangel via Vertrauen zu kompensieren.

Diese Schlussfolgerung hat erhebliche Konsequenzen, so z. B. für die Frage nach der Qualität des Wissenschaftsjournalismus. Diese ist nämlich nicht an der Zielvorgabe der Wissensvermittlung *von* der Wissenschaft *in* die Gesellschaft zu messen, sondern an der Zielvorgabe der Vertrauensvermittlung *zwischen* Gesellschaft und Wissenschaft. So betrachtet, ist z. B. das Konzept der so genannten ‚Wissensmagazine‘ von Anfang an zum Scheitern verurteilt, zumindest wenn damit journalistische Ziele verfolgt werden sollen. Ich habe den Eindruck, dass in vielen solcher Sendungen – inkl. der beliebten Quizsendungen – eine Art Remystifizierung von Wissenschaft als Produzent von Gewissheit stattfindet.

Mit der öffentlichkeitstheoretisch motivierten Umstellung von Wissensvermittlung auf Vertrauensvermittlung wird wissenschaftlicher ‚Fortschritt‘ dagegen kontingent, und wird vor allem die Vertrauen zuschreibende Stimme des Laienpublikums weit gewichtiger – genau dagegen hat sich ja die Forschung zum Wissenschaftsjournalismus mit Händen und Füßen gewehrt (denn ist man ja selbst Betroffener...). Aber nicht nur die Bewertungskriterien für wissenschaftsjournalistisches Handeln ändern sich, sondern auch die Konzeption der Ausbildung. Und noch eins: Für entsprechende Förderprogramme zum traditionellen Wissenschaftsjournalismus wurden und werden Millionen

ausgegeben. So gesehen lohnte sich eine anspruchsvolle Theorie öffentlicher Kommunikation auch ökonomisch – wenn man denn wirklich lernen wollte...

Gerade Letzteres zeigt: Wir können die Gesellschaft tatsächlich nur irritieren. Aber wir sollten es ihr etwas schwerer machen, unseren Ratschlägen auszuweichen.

Ich danke Ihnen herzlich für *Ihre* Irritationsbereitschaft!